

Achim Engelberg
An den Rändern Europas

Schriftenreihe Band 10778

Achim Engelberg

An den Rändern Europas

Warum sich das Schicksal unseres Kontinents
an seinen Außengrenzen entscheidet

Achim Engelberg, geboren 1965, schreibt u.a. für die *Neue Zürcher Zeitung*, die *Blätter für deutsche und internationale Politik* und *Sinn und Form*.



Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2021

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Copyright © 2021 by Deutsche Verlags-Anstalt, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagfoto: © Getty Images / Istvan Ruzsa

Ungarisch-serbische Grenze nahe Röszke / Ungarn, 16. September 2015:
Camps im Niemandsland und Migranten, die durch ungarische Polizei am
Grenzübertritt gehindert werden

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-7425-0778-5

www.bpb.de

*Meiner Mutter Waltraut,
die Vertreibung,
meinem Vater Ernst,
der Flucht und Exil erlebte.*

Als sich Europa nach dem Kalten Krieg vereinte, stiegen die Gefahren an den Außengrenzen. Bereits 1990 begann das Sterben im Mittelmeer, und es kam zu tödlichen Zwischenfällen an der deutsch-polnischen Grenze, als diese noch EU-Außengrenze war.

Der vielfache Aufbruch – vom Aufblühen vieler Metropolen über die Neuentdeckung von Regionen, die hinter dem Eisernen Vorhang gelegen hatten, bis hin zu den scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten des Internets – verdrängte die anschwellenden Konflikte. Doch dann kehrte der Krieg zurück nach Europa, überrollten ökonomische Schockwellen den Kontinent, die Osteuropa beutelten und Westeuropa unsozialer machten.

Die Massenankunft im Jahr 2015 war die Rückkehr des Verdrängten, das unaufhaltsam aus der europäischen Geschichte hervorbrach.

Stimmen aus Europa und von seinen Rändern verdichten sich zu einem Chor: Ein Kontingentflüchtling aus der zerfallenden Sowjetunion gehört dazu, der in Deutschland eine globale Familie fand, in der viele Geschichten von Flucht, Auswanderung und Vertreibung erzählt werden, und ein Beamter, der 1990 seinen Dienst in der Ausländerbehörde antrat und mit Weltkonflikten auf und vor seinem Schreibtisch befasst war. Neben den emotionalen Geschichten stehen die Reflexionen eines engagierten Wissenschaftlers und Politikberaters, der ein Institut für Migrationsforschung gründete, und die Gedanken, die dem Kapitän eines Rettungsbootes im Mittelmeer durch den Kopf gehen. Reportagen von den Rändern des Kontinents und aus Berlin, mehr ein Archipel von Minderheiten als ein Melting Pot, erzählen von Umbrüchen unserer zunehmend planetarischen Epoche. Es sind Geschichten von Leid und Mut.

Man geht nicht ohne Not, man geht nicht ohne Hoffnung.



INHALT

- 9 Prolog
- 15 Was gibt es Neues im Osten?
- 33 Wie lang war der Weg zum Einwanderungsland?
- 59 Gibt es einen Ausweg ohne Leid?
- 97 Warum leben in Deutschland andere Migranten
als anderswo?
- 135 Wie verändert sich die Berliner Sonnenallee,
wenn's draußen in der Welt bebt?
- 147 Wer floh gestern in die Türkei,
wer flieht heute von dort?
- 173 Wie zeigt sich das Neue rund um den
alten Djemaa el Fna?
- 191 Wie wurde das Mittelmeer zur gefährlichsten
Grenze der Welt?
- 217 Warum kommen Freiheit und Gleichheit
so schwer zusammen?
- 227 Kommt nach der Einwanderungs-
die Minderheitengesellschaft?
- 237 Kein Epilog
- 261 Hin- und Nachweise
- 263 Anmerkungen
- 273 Bibliografie
- 281 Personenregister



PROLOG

*Nie wieder wird eine einzige Geschichte erzählt werden,
als wäre sie die einzige.*

JOHN BERGER, 1972¹

*Die große Völkermischung, der Verlust einer vermeintlichen Identität
wird der weltumgreifende Konflikt, das Abenteuer der Gattung im
3. Jahrtausend. Die Katastrophen sind vorgezeichnet, die Rettungen
sind zu erfinden.*

VOLKER BRAUN, 2018²

Im fahrenden Zug schaut der Mann intensiv auf den Ausschnitt des Vorübergleitenden, den das Fenster freigibt. Er ist alt, wahrscheinlich schon über achtzig Jahre. Er sieht funkelnde Autos, adrette Häuser mit ordentlichen Ziegeldächern, die Vorgärten gepflegt, Sträucher und Blumen wirken fast künstlich, und die Wege auf den Weinbergen sehen wie mit dem Lineal gezogen aus. Die weißen Flächen der alten Fachwerkhäuser leuchten so makellos hell zwischen den schwarzen Balken, als seien sie gerade erst gestrichen worden, die Kirchtürme ragen unbeschädigt in den Himmel. Selbst die Wolken erscheinen vom Zug aus nicht windgetrieben, sondern wie dekorativ verstreut vor blauem Grund.

Einen alten Baum verpflanzt man nicht, so heißt es. Was nützt diese Weisheit dem alten Mann? Er hat seine vertraute Umgebung verloren und ist auf dem Weg in eine ihm fremde, seltsame Welt. Er musste das Land seiner Geburt verlassen, in dem er unsägliche Entbehrungen erlitt. Seine Sprache verstehen hierzulande nur wenige. Wo er gelebt hat, wird er nicht sterben. Mit ihm reisen drei weitere Personen: Mutter, Tochter, Sohn. Ich schreibe Personen, nicht Familie. Vater und Mutter sind lange geschieden, doch der Zerfall ihres ungeliebten Landes zwingt sie, gemeinsam auszureisen. Sie kommen mit prall gefüllten Koffern nach Deutschland.

Die neuen Gerüche nehmen gen Westen rapide zu. Kaffee, Wäsche, Parfüm und Rasierwasser, alles duftet stärker und intensiver.

Die Kinder der Mitreisenden betrachten die merkwürdigen Fremden mit dem vielen Gepäck verschreckt und zugleich unverhohlen neugierig.

»Das müssen hier alles Erholungsheime sein«, sagt der Vater.

Heute muss Jascha Nemtsov darüber lachen, wie sie alle die neue Welt missverstanden. Die Dörfer und Kleinstädte Baden-Württembergs erschienen dem Vater nicht wie eine dauerhaft bewohnte Welt, in der gearbeitet wird, sondern wie eine des Urlaubs, in der man für kurze Zeit dem Alltag entflieht.

Der Sohn blickt hinaus auf dieses grüne, gepflegte Deutschland. Es ist ihm unheimlich, wie schnell der Zug fährt. So etwas kennt er gar nicht aus den gigantischen Weiten des Landes seiner Geburt. Die Züge, in denen sie bisher reisten oder in die sie verfrachtet wurden, fuhren langsamer. Die Geschwindigkeit nimmt ebenfalls zu, je mehr sie gen Westen kommen. Das Europa der verschiedenen Geschwindigkeiten gibt es auch als sinnliche Gewissheit.

Der Zug fährt metallisch klirrend im Stuttgarter Hauptbahnhof ein. Die prall gefüllten Koffer haben keine Räder wie die der anderen Reisenden. Sie sind schwer und klobig, zum Teil mit Kordeln verschnürt. Mühsam werden sie aus dem Zug gehievt. Vier Personen in unpassender Kleidung stehen schließlich mit zwölf abgenutzten Koffern auf dem langen Bahnsteig. Sie wirken wie aus der Zeit gefallen, wie das Urbild von Flüchtlingen aus den verlorenen deutschen Ostgebieten gegen Ende des Zweiten Weltkriegs.

Nur noch die kurze Fahrt nach Esslingen am Neckar in die Landesaufnahmestelle, dann sind die Nemtsovs ans vorläufige Ende ihrer Odyssee gelangt. Was sie nicht wissen: Eine letzte, dramatische Klippe müssen sie noch überwinden.

Es ist der Sommer 1992.

In Rostock-Lichtenhagen kommt es fünf Tage lang zu schweren Ausschreitungen vor dem Asylbewerberheim. Extremisten werfen unter dem Beifall von Anwohnern Brandsätze. Die Bilder gehen um die Welt. Bang wird gefragt, was aus der zweiten staatlichen Einheit der Deutschen werden soll. Seit der Vereinigung nehmen Angriffe auf

Ausländer zu. Die in Rostock-Lichtenhagen im August 1992 entwickeln sich zum größten rassistischen Exzess seit der Nazidiktatur.

Oft wird verkannt, dass es vergleichbare Attacken in vielen Ländern gab und gibt. Die wachsende Zahl der Flüchtlinge löst Diskussionen aus über eine schärfere Asylpolitik, die auch von der oppositionellen Sozialdemokratie mitgetragen wird. Angesichts des Terrors von Rostock-Lichtenhagen schreibt Heiner Müller: »Die Narben schrein nach Wunden: das unterdrückte Gewaltpotential, keine Revolution/Emanzipation ohne Gewalt gegen die Unterdrücker, bricht sich Bahn im Angriff auf die Schwächeren: Asylanten und (arme) Ausländer, der Armen gegen die Ärmsten ...«³ Örtlich betäubt wird etwas später sein Kollege Günter Grass, der für den Flüchtling Willy Brandt warb, die Sozialdemokratie enttäuscht und verärgert verlassen.

Der Samen keimte schon viel früher, aber das erkannten nur wenige. Die Boatpeople, wie die Ende der 1970er Jahre zu Tausenden in hochseeuntüchtigen Booten fliehenden Vietnamesen, Kambodschaner und Laoten genannt wurden, schockierten rund um den Globus. Schwimmende Leichen, Ertrinkende, traumatisierte Gerettete. Private, spendenfinanzierte Hilfsorganisationen – unter anderen die »Cap Anamur« – versuchen so viele zu retten, wie sie nur können. In der Epoche des Kalten Krieges wird das Elend noch als Begleiterscheinung des heißen Stellvertreterkriegs in Vietnam wahrgenommen. Michel Foucault, der langfristig wirkende französische Intellektuelle mit dem kurzen Leben, deutet das Flüchtlingsproblem bereits am 17. August 1979 tiefer, denn er sieht darin einen Vorboden der großen Wanderungsbewegung des 21. Jahrhunderts.⁴

Mittlerweile wird das Jahr 1979 als historische Zäsur gedeutet: vom Sieg des islamischen Fundamentalismus im Iran über den Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan bis zu Chinas Öffnung unter Deng Xiaoping. Umriss einer multipolaren Welt zeigten sich, die Zentralperspektive ging verloren, die Ränder gewannen an Bedeutung.⁵ Viele der weltumspannenden Ereignisse sind mit Flucht und Migration verbunden. Mit den Ankommenden entstand die »Neue Rechte«, die gegen »Überfremdung« antrat. Beispielsweise starben im August 1980 zwei Boatpeople, Nguyễn Ngọc Châu (22) und Đỗ Anh Lân (18), in Hamburg. Die drei Attentäter um Manfred

Roeder waren später unmittelbar mit der Mordserie des NSU verbunden, Taten, bei denen noch viele Fragen offen sind.

Über dreißig Jahre später, im Jahr 2015, brandet die von Foucault vorhergesagte Wanderungsbewegung des 21. Jahrhunderts dann an- und abschwellend gegen die Grenzen der wohlhabenden Länder. Tausende sterben an Europas Küsten. Das Mittelmeer, eigentlich die See der Zivilisationen, wird zu einem Meer der Toten.

Es ist schon dunkel, als der Zug im Bahnhof Esslingen ankommt. Die Nemtsovs – Vater, Mutter, Sohn, Tochter – steigen mit ihren zwölf Koffern aus. Die Eltern bleiben auf dem Bahnsteig, die Kinder suchen die Landesaufnahmestelle. Die Straßen sind leer. Sie begegnen einem Kroaten, der ihre Situation sofort erfasst. In diesen Tagen treffen die ersten 5000 Flüchtlinge aus Bosnien und der Herzegowina in Deutschland ein. Auf dem Balkan toben bereits die schweren Zerfalls- und Aufteilungskämpfe Jugoslawiens, die den Krieg nach Europa zurückbringen.

Der Kroat kommt mit seinem Auto zum Bahnhof. Als er die vielen Koffer sieht, schlägt er vor, die Tochter soll mit dem Gepäck, das man nicht verstauen kann, zurückbleiben. Er wird zurückfahren und sie und die Koffer holen. Doch im Auto gerät die bis dahin gefasstruhige Mutter außer sich. Auf Russisch schreit sie, er solle umkehren, die Tochter dürfe nicht allein auf dem Bahnhof bleiben. Sie lässt sich nicht beruhigen. Da wendet der Helfer sein Auto. Die Nemtsovs verbringen die Nacht auf dem Bahnsteig, was Jascha Nemtsov mit den Worten kommentiert: »So kamen wir erst am nächsten Tag in die Landesaufnahmestelle, die voll war von russischsprachigen Juden und Kakerlaken.«

Man weist ihnen ein Zimmer zu, Bad und Küche müssen sie sich mit anderen teilen.

Durch den Ansturm von Flüchtlingen und Migranten aus ärmeren Ländern, das erfahren sie in den nächsten Tagen, wird sich für sie der Aufenthalt in derart beengten Verhältnissen länger als erwartet hinziehen. Auf dem Fernsehbildschirm sehen sie täglich Bilder von der Belagerung Sarajevos, die 1992 begann und sich zur längsten des 20. Jahrhunderts ausweiten sollte. Die blutigste mit weit mehr als

einer Million Toten fand ein halbes Jahrhundert zuvor in Leningrad statt, der Metropole, in der die Nemtsovs zuletzt lebten. Und sie sehen von Mörsergranaten verletzte oder gar zerfetzte Menschen, die sich für Wasser oder Brot angestellt hatten.

In Esslingen warnt einer, der endlich die Möglichkeit erhielt, nach Stuttgart zu gehen, die Nemtsovs sollen sich in keinen kleineren Ort schicken lassen, dort gebe es kaum Arbeit und man bleibe der Fremde. Nach drei Monaten des Wartens und Verhandeln werden ihnen zwei Zimmer zugewiesen in einer Unterkunft in Stuttgart ohne eigenes Bad, ohne eigene Küche, ja nicht einmal einen Kühlschrank haben sie.

Angekommen sind sie in der Fremde. Wird sie Heimat? Für alle?



WAS GIBT ES NEUES IM OSTEN?

*In Terrassen türmt sich die große Stadt am Dnjepr auf,
die alles Unglück überlebt hat.*

OSSIP MANDELSTAM, 1926

Wo Europa endet, beginnen die Ströme. Wer nach Kiew fährt und den Dnjepr sieht, dem erscheinen mitteleuropäische Flüsse wie Rinnsale. So eindrucksvoll die Donau in Budapest auch ist, zu einem Strom wird sie erst beim Zusammenfluss mit der Save in Belgrad. Wo Europa im Meer versinkt, im Grenzgebiet zwischen Rumänien und der Ukraine, liegt dann die mythische Flusslandschaft des Donau-Deltas.

Kiew ist eine eindrucksvolle Stadt mit einem markanten Hauptbahnhof. Vom Zentrum kommend sehe ich zuerst das torartige, geschwungene und dennoch eckige Eingangsportal, dann die beiden lang gestreckten Seitenflügel mit jeweils vier hohen Fenstern in einer Fassade von der umwerfenden Schlichtheit des frühen sowjetischen Konstruktivismus. Der Bau entstand, als Majakowski dichtete: »Her mit dem schönen Leben!«

Es ist kurz vor sechs Uhr morgens. Die Stadt erwacht, reckt sich. Wenige Passanten sind schon auf den Beinen. Als ich das Empfangsgebäude erreiche, wimmelt es auf einmal von Leuten. Die erste U-Bahn spuckt Reisende aus, die mit Koffern, Taschen, Rucksäcken in die Bahnhofshalle eilen, andere strömen aus dem gerade eingefahrenen Nachtzug. Paare verabschieden oder begrüßen sich. Küsse, Umarmungen. Einige Männer in Uniform kommen allein, andere werden von ihren Frauen und Mädchen verabschiedet. Es geht an die Front.

Ich bin verabredet mit einem Mitarbeiter von der Diakonie Katastrophenhilfe und zwei lokalen Helfern aus der Ukraine. Im Gewimmel der Reisenden greife ich zu meinem Handy, aber ich komme nicht mehr zum Anrufen. Ein schwarzhaariger Lockenkopf mittleren Alters in Begleitung von zwei Mittzwanzigern fragt: »Achim?« – »Ja.« – »Tommy. Und das sind Milan und Sheny.« Händeschütteln,

Lächeln, und auf geht's durch die kathedralenartige Eingangshalle, per Rolltreppe hinauf, dann wieder zum Bahnsteig hinunter. Dort warten bereits viele Uniformierte auf den Zug nach Kostjantynowka – das ist jetzt die Endstation. Vor dem Krieg ging es bis nach Donezk, aber die Donbass-Metropole ist russisch besetzt. Dazwischen liegt die Front. Im Flieger nach Kiew las ich in einem Bericht der Vereinten Nationen, dass an dieser Front seit April 2014 bereits 9400 Menschen ums Leben gekommen und etwa 21 500 verletzt worden seien.⁶

Am Zugfenster sieht man die Vororte der ukrainischen Hauptstadt vorbeiziehen. Der majestätische Dnjepr umströmt seine Flussinseln. Golden funkeln die Kirchtürme im terrassenförmigen Grün des Hochufers. Hochhauskomplexe wie Gebirge, Wald, Ortschaften. Es ist wie eine Zeitreise. Man schaut im Vorbeifahren auf Dörfer wie aus einer vergangenen Epoche. Neu sind Graffiti, die aber weniger werden, je mehr man sich von der Dnjepr-Metropole entfernt. Immer wieder geraten noch im Bau befindliche, neu errichtete oder soeben sanierte orthodoxe Kirchen mit goldenen Kuppeln in den Blick, Zwiebeltürme, blaue Dächer. Draußen kehrt eine Frau mit dem Holzbesen, auf den Monitoren im Zug wirbt man für automatische Staubsauger.

Surrend öffnet sich die automatische Tür, Servicepersonal schiebt einen Wagen mit Kaffee und Tee, Cola und Wasser, Sandwiches und Süßigkeiten herein. Sanft puffend schließt die Tür wieder. Einige wenden die Köpfe von den Smartphones und Tablets, die mit dem kostenlosen WLAN der Bahn verbunden sind. Was sie kaufen, können sie auch mit ihrer Kreditkarte bezahlen. Durch das Fenster sehe ich, dass wir einen weiteren noch manuell betriebenen Bahnübergang passieren, und verwitterte Häuser entlang einer kopfsteingepflasterten Straße. Wäre da nicht die Satellitenschüssel an einem der Gebäude, könnte man hier einen Film drehen, der in den 1950er Jahren spielt.

Der Zug wirkt wie eine Lokomotive des Fortschritts. In dem dünn besiedelten Land scheint die Zeit still zu stehen. Es gibt nur Einsprengsel von Neuem. Neben einem Auto aus sowjetischen Zeiten steht ein Gebrauchtwagen mit deutscher Werbung aus den 1990er

Jahren. In den großen Städten allerdings sah ich etliche neue Limousinen und Vans. »Sie sind wichtiger als die Wohnung«, meint Tommy, dessen sarkastisch-lebenskluger Witz mir gefällt. »Es gibt Familien, da sind neue Reifen wichtiger als neue Schuhe für die Kinder.«

Tommy kennt die Krisengebiete dieser Welt. Als wir uns verabredeten, saß er im Dauerregen Myanmars. Mit den Philippinen verhandelt er gerade, weil eine Hilfslieferung widerrechtlich verzollt und versteuert werden soll. Da keiner vor den Wahlen etwas entscheiden will, droht das Holz zum Häuserbau zu verfaulen.

»Meine Gesprächspartner in Kiew sagten mir«, lenke ich das Gespräch auf die Ukraine, »dass eine Justizreform überfällig sei. Könnte so etwas auch hier geschehen?«

»Bislang ging alles gut. Aber man weiß nie ... Jedes Gesetz wird durch folgende ergänzt. Das Gesetzeswerk ist wie ein vielfach leck geschlagenes und notdürftig repariertes Boot. Eine Kollegin sagte mir, es wäre besser, alles neu zu schreiben. Momentan werden mehr Rechtsanwälte als Ingenieure ausgebildet.«

Wir tauschen unsere Erfahrungen auf Reisen aus. Ich berichte Tommy von Transnistrien, das sich von Moldawien abspaltete, er mir von Südossetien, wo er in bestimmte Gebiete nicht durfte. »Da kamen nicht mal Baptisten hin – und die kommen nun fast überall hin.« Beide Gebiete entstanden an Bruchlinien europäischer Grenzregionen und könnten ohne russische Unterstützung nicht existieren; beide gehören zu Pufferzonen Russlands, sind Enklaven, die die Hoffnung auf die Wiedergeburt eines russischen Imperiums nähren.

Beide waren wir in der Südosttürkei – ich schrieb über die Region, er kümmerte sich um die Flüchtlinge. »Sie müssen dort eine Weile leben. Deshalb probierten wir ein System aus, nach dem sie nicht einfach rationiert Lebensmittel und Sanitärartikel bekommen, was in Katastrophengebieten unerlässlich ist, sondern selbst einkaufen können, anfangs einmal, nun zweimal im Monat. Das gibt ihnen mehr Selbstwertgefühl.«

Draußen ziehen großflächige Felder vorbei, auf denen noch mit der Sense gemäht wird, und Gehöfte mit wenigen Kühen, dann kilometerweit Kiefern- und Birkenwälder, die übergehen in eine Steppe mit wenigen Bäumen.

»Mensch, ist das Land dünn besiedelt!«, staune ich.

»Hier hat sich einer aus dem deutschen Zweig meiner Familie nach der Kriegsgefangenschaft durchgeschlagen«, sagt Tommy, »bis Odessa und dann mit einem Schiff weiter. Eine russische Krankenschwester hat sich in ihn verliebt und irgendwie die Entlassungspapiere beschafft.«

»Hat er sie wiedergesehen?«

»Nein. Aber ab und zu hat er vom Krieg erzählt. Von den Gräueln auf beiden Seiten.«

»Was konkret?«

»So wurde etwa ein Gefangener nicht erschossen, sondern einer schlug ihm mit dem Hammer eine Patrone in den Schädel.«

In Bulgakows *Weißer Garde* las ich: »Wird jemand je für das Blut bezahlen? Nein. Niemand. Nur der Schnee wird tauen, ein grünes ukrainisches Gras wird sprießen, die Erde umflechten ... und prächtiges Korn wird aufgehen ... die Schwüle wird über dem Ackerland zittern, und es bleibt vom Blut keine Spur zurück. Das Blut ist wohlfeil auf den goldenen Feldern, wer sollte es kaufen, wer kauft es frei? Keiner.«⁷

Tommys Leben ist ein globales: Sein Vater ist Franzose mit algerischen Wurzeln, seine Mutter Deutsche. Aufgewachsen ist er in Dänemark. Rund dreihundert Tage im Jahr ist er in den Krisengebieten der Welt unterwegs. Zu Hause ist er an der kroatischen Küste, unweit des reizvollen Neretva-Deltas. »Im Urlaub fahre ich nie weg, sondern bin dort.«

Vor dem Zugfenster wechseln sich Tannenwälder in langem Nadelkleid mit Kiefern ab, die Stamm zeigen. Altersschwache Dörfer kommen ins Bild, rostige Züge, nur noch notdürftig betriebene Anlagen. Wer von den mit Latten umzäunten Katen in die Schluchten der großen Städte zieht, absolviert eine Zeitreise, macht einen Jahrhundertschritt. Manche werden Heimweh nach der Vergangenheit haben, in die sie mit einem Zugticket zurückreisen können.

Milan, einer der Hauptorganisatoren der Hilfstransporte vor Ort, dreht sich um und meint, dass wir uns der Front nähern. Tommy sucht vor unserer Ankunft nach neuen Nachrichten über die Gefahren

in dem Krisengebiet, auf das wir uns zubewegen, und nach Empfehlungen. Er ist einer der wenigen, die Zugang zu einem Internetforum von Experten haben.

Der Zug fährt in Slowjansk ein. Am Bahnhofsgebäude prangt die Jahreszahl 1952, da wurde es eingeweiht, und 2014, da wurde es nach schweren Kämpfen wieder aufgebaut. Einige Gestänge auf einer Hügelkette in blauer Ferne sollen Überreste des Fernsehturms sein, der bei den Gefechten zerstört wurde. Auf den Zugmonitoren laufen Spots mit Muskelkernen, die auf Motorbikes über schmale Brückenbögen rasen, hoch und hinunter, unter ihnen der klaffende Abgrund. Ein Fehler bedeutet unweigerlich Absturz. Draußen sieht man nun mehr Büsche als Bäume, Seen, Flüsschen, Feuchtgebiete. Der letzte Halt wird angesagt: Kostjantynowka.

Selbst nach mehreren Stunden Fahrt wirkt die Landschaft nicht langweilig, eher wie die Komposition eines minimalistischen Meisters. Es gibt nur wenige Elemente: Wald, Hügel, Wiesen, Felder. Immer, wenn es eintönig zu werden droht, strukturieren ein See, ein Dorf, ein Flüsschen die Landschaft. Ich begreife, warum nicht alle die Wurzel des Landesnamen Ukraine auf die Bedeutung Grenzland zurückführen wollen, sondern eher auf die Schönheit der Landschaft. Wer aus dem Osten kam, etwa aus der Hungersteppe, atmete hier auf. Hier konnte er nicht verhungern oder verdursten. Für Oksana Sabuschko, eine der bekanntesten ukrainischen Intellektuellen, schlug sich gerade deshalb der Holodomor – die staatlich zumindest geduldete Hungersnot von 1932/33 mit Millionen Toten – »umfassender als der Zweite Weltkrieg als wahrhaft ontologisches Trauma im ukrainischen Bewusstsein« nieder, da er eine der »ältesten Agrarkulturen« traf, die »auf einem der fettesten und größten Schwarzerdegebiete der Welt siedelt (hier befindet sich über ein Viertel der Schwarzerdeböden weltweit) und bis ins 20. Jahrhundert keine Hungersnöte kannte«.⁸

Im staubigen Bahnhof von Kostjantynowka warten Taxifahrer auf Reisende, die nach Donezk wollen. Es ist der erste Hinweis auf Verbindungslinien zwischen den Fronten. Zeichen der Normalisierung? Womöglich der Anfang vom Ende des Krieges? Was gibt es im Internetforum?

»In den letzten Wochen nahmen die Zwischenfälle wieder zu«, meint Tommy. »Ein Beschuss da, ein anderer dort.«

Die übliche Kommunikation eines Stellungskrieges. Es sprechen, wie es heißt, die Waffen.

Gleich neben dem Bahnhof steht eine neu erbaute Kirche. Sie hebt sich ab von den grauen Häusern der Umgebung. Auf neue Kirchen trifft man in diesem Land erstaunlicherweise überall. Sie wirken wie aus Fertigteilen zusammengesetzt, so sehr ähneln sie sich: die Wände makellos graffitifrei, die Kuppeln golden glänzend, das Ganze umgeben von einem schmiedeeisernen Zaun. Wie ist das möglich?

»Diejenigen, die sich Millionen genommen haben«, meint Tommy sarkastisch, »geben dann eine für den Kirchenbau. Es ist für ihr Seelenheil, und danach machen sie weiter wie zuvor, immer nach dem Motto: Moral ist gut, Doppelmoral ist doppelt gut.«

Ein Fahrer erwartet uns. Begrüßung. Gepäckverstaueung.

Milan hat seine Kindheit in der Stadt verbracht. Seine Großmutter wohne noch hier, sagt er und deutet mit der Hand auf ein Gebäude: Das sei seine Schule gewesen.

»Was machen deine Schulfreunde? Sind sie im Krieg?«

»Weiß nicht. Ich lebe ja in Kiew.«

Dann wechselt er das Thema, bespricht lieber Organisatorisches.

Wir fahren so schnell über eine holprige Straße, dass mir ganz flau im Magen wird. Ab und zu weist jemand auf eine zerbombte Ecke hin, die notdürftig repariert ist. Viele Fabriken stehen still, nur wenige Schornsteine rauchen, dabei wirken die Anlagen auf den ersten Blick nicht oder kaum beschädigt. Das habe ich in Kroatien und Bosnien anders gesehen.

Nicht nach anderthalb, sondern bereits nach einer Stunde erreichen wir Sewerodonezk. Das Zentrum mit seinen rechtwinkligen Straßen hat wenig von einer europäischen Stadt und mehr von einem römischen Feldlager – ein Lager aus Betonplatten. Das Ganze scheint eher für Aufmärsche konzipiert. Straßencafés passen nicht hierher, Zählappelle schon.

»Keine Sorge, wenn nachts Kanonenschüsse in der Ferne zu hören sind«, beruhigt Milan an der Hotelrezeption des »Zentralnaja«, »bis hierher gelangen die Granaten nicht.«